

Verratene Courage – Studenten im Ersten Weltkrieg¹

1. Anerzogene Courage – Die Kriegsfreiwilligen von 1914

Das Pflichtgedenken an den Kriegsausbruch 1914 ist längst abgehakt. Zumindest bei uns in Deutschland. In den Buchhandlungen ist der Erste Weltkrieg wieder weitgehend auf wenige Regalzentimeter reduziert. Kein Vergleich zur Masse der daneben stehenden Literatur zum Dritten Reich und seinem Krieg. Erst in drei Jahren, 2018, nach gerade verdaulichem Reformationsjubiläum, wird der Erste Weltkrieg wohl wieder in den öffentlichen Blick geraten, nämlich sein Ende mit der Novemberrevolution, der Abdankung der Monarchen und dem Beginn der ersten deutschen Republik. Die Kriegsjahre dazwischen bleiben dagegen weitgehend im Dunkel. Niederlagen mögen wir nicht, darauf wies bereits Walter Benjamin etwas bissig hin. In der Tat sieht das Kriegsgedenken bei den Siegermächten Großbritannien, Frankreich und Belgien, aber auch in Australien und Neuseeland ganz anders aus. Dort besitzt das Gedenken an den „Great War“, an „la Grande Guerre“ ein ungleich größeres Gewicht. Frankreich und Belgien waren nun einmal Hauptkriegsschauplatz und für Australier und Neuseeländer bedeutet ihre Beteiligung am Krieg an den verschiedensten Fronten geradezu die mythisch verklärte Geburtsstunde der eigenen nationalen Identität. Auch wenn deren Gedenken oft genug die Grenze zu einer unverblühten Heldenverehrung überschreitet und uns von daher ein Stück weit befremdlich bleibt, so ganz heraus halten können gerade wir, die wir im Bereich der Hochschule leben und arbeiten, uns nun auch nicht. Wenn wir in unserer Konferenz thematisch nach *Vorbildern, Motivationen, Widerständigkeiten* fragen und über den Begriff der *Courage* nachdenken, dann gehört die Hochschul- und Studentengeschichte gerade des Ersten Weltkriegs hier mit dazu, denn damals wurde die Generation der 17- bis 30-Jährigen aller beteiligten Kriegsmächte unter diesen Prämissen, nämlich Vorbilder an heldischer Courage zu sein, zum Abschlichten auf die

Schlachtfelder geschickt. Wenn auch die europäischen Studierendenzahlen zu Beginn des Ersten Weltkrieges nicht mit dem heutigen Anteil der Studierenden in ihrer Altersgruppe vergleichbar sind (in Deutschland waren im Sommer 1914 60.748 Studierende immatrikuliert²), so waren es aber eben doch fast 90 % aller damaligen Studierenden, die in diesen Krieg gezogen sind. Dabei lag ihre Sterblichkeitsquote in der Regel über dem sonstigen Durchschnitt. Am Ende des Krieges waren 16.000, also ein Fünftel aller deutschen Studenten gefallen, in Großbritannien sogar fast ein Drittel und den traurigen Höhepunkt erreichten die Angehörigen der französischen Elitehochschulen mit Verlustzahlen von 50 %.

Viele Studenten hatten vor 1914 durch Auslandsstudien und Reisen sicherlich mehr Kenntnisse über die europäischen Nachbarn gesammelt als andere Teile der Bevölkerung. Sie wußten auch die Gemeinsamkeiten und fruchtbaren Verschiedenheiten der europäischen Kulturwelt zu schätzen. Was bewog gerade sie, sich zu Beginn des Krieges massenhaft freiwillig zum Kriegsdienst zu melden? Lag es an den falschen Vorbildern und den falschen Ideologien? Wie gingen die Universitäten damit um? Was hatten Professoren ihren Studenten zu sagen? Wo sind die Studentinnen in dieser Zeit abgeblieben? Und schließlich: wie kamen die Überlebenden am Ende des Krieges wieder zurück? Hatte sich ihre anfängliche Kriegsbegeisterung durchgehalten, hatte sich Ernüchterung breit gemacht oder war alles einer traumatisch bedingten Verdrängungsstrategie gewichen? Aber es gab doch auch Formen besonderer Courage, über die eigenen Kriegserfahrungen zu reden und sich so gegen jeden neuen Krieg auszusprechen. Diese Stimmen aufzuspüren und zu hören, lohnt sich gerade in einer Zeit, in der sich erneut Eltern von diesmal in Auslandseinsätzen der Bundeswehr gefallenen Söhnen fragen, wofür diese gestorben sind, in einer Zeit, in der auch wir innerhalb unserer Kirche neue Debatten um den gerechten Krieg führen.

Ich kehre zu meiner ersten Frage zurück, wer waren die Studenten und die Notabiturienten, die, so steht es ja immer noch in vielen Geschichtsbüchern, im August 1914 begeistert und freiwillig zu den Fahnen eilten? Drei von ihnen

möchte ich nun vorstellen, ein Erstsemester, einen bereits fortgeschrittenen Studenten und einen frisch Examinierten. Mit ihm möchte ich beginnen:

Andreas Bückle wurde 1889 in Tailfingen bei Urach geboren.³ Er kam aus einfachsten Verhältnissen, schaffte aber durch schulischen Fleiß und Selbstdisziplin einen kleinen sozialen Aufstieg. Er studierte in Esslingen Pädagogik und war gerade frisch examinierter Grundschullehrer, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Sofort meldete er sich zum Kriegsdienst. Auf einem Foto vom Kriegsbeginn in seiner noch sauberen Uniform spürt man Bückle beides ab: den Stolz darauf, nun dabei zu sein, wenn es galt, sich für Gott, König und Vaterland zu schlagen. Aber man spürt ihm auch eine gewisse Anspannung ab mit Blick auf das, was da nun auf ihn zukommen wird. Bückle wird als ein sensibler junger Mann geschildert, weitgehend unpolitisch, dafür naturliebend und fortschrittlich denkend. Die noch erhaltenen Niederschriften seiner Lehrproben zeigen, dass er auch in der Pädagogik neue Wege bestreiten wollte. Seine höhere Schulausbildung hatte es Bückle ermöglicht, einen verkürzten Wehrdienst von nur einem Jahr zu absolvieren. Seine Militärzeit beendete er mit Lob und der Beförderung zum Sergeanten. Als Reservist wäre Bückle auf jeden Fall eingezogen worden. Die schnelle freiwillige Meldung aber mußte sich auf seine weitere berufliche Karriere als Staatsdiener auf jeden Fall positiv auswirken. Ich werde auf Bückle wie auch auf die beiden anderen gleich Vorgestellten jeweils noch einmal zurückkommen.

Der zweite Freiwillige ist sehr viel bekannter: Ernst Jünger. Er wurde 1895 in Heidelberg in eine wohlhabende Familie hinein geboren. Der Besuch des Gymnasiums war in seinem Fall selbstverständlich, wenngleich Jünger die Schule nicht sonderlich mochte. Bei den Klassenkameraden galt er als verschrobener Außenseiter mit Neigung zur Insektenkunde und zu Abenteuerromanen. 1911 wurde Jünger beim „Wandervogel“ aktiv, ein Teil der damals neuen Jugendbewegung, die heraus aus der Bürgerlichkeit der Städte und in die scheinbar selbstbestimmte Natur drängte. 1913 büxte Jünger

schließlich von zu Hause aus und ließ sich von der Französischen Fremdenlegion anwerben. Im Ausbildungscamp in Marokko merkte er dann rasch, dass das mit Abenteuerspielen wenig zu tun hatte. Er desertierte, wurde wieder aufgegriffen, aber dann intervenierte der Vater mit Hilfe des Auswärtigen Amtes in Berlin und holte ihn zurück. Nur wenige Monate später brach der wirkliche Krieg aus. Der 19-jährige Jünger meldete sich gleich am ersten Tag in Hannover als Freiwilliger. Aber so schnell ging es dann auch wieder nicht. Er bekam noch ein Notabitur verpasst und immatrikulierte sich an der Heidelberger Universität. Nach einer dreimonatigen militärischen Grundausbildung kam das frisch gebackene Erstsemester Ende Dezember an die Front nach Frankreich.

Weniger in seinem berühmten autobiographischen Roman „In Stahlgewittern“ als in seinem erst 2010 veröffentlichten persönlichen und ungeschminkten „Kriegstagebuch“ erfahren wir auch etwas über Jüngers Einstellungen zu Beginn des Krieges.⁴ Das Tagebuch zeigt einen jungen Mann, „der den Krieg mit einer letztlich kaum ergründbaren Todes- wie Lebensverachtung als einen ebenso faszinierenden wie riskanten Erfahrungsraum betrachtet und auszukosten sucht“⁵. Irgendwelche Sinngebungsversuche, etwa nationalistischer oder religiöser Art sucht man vergebens. „Jünger (zog) nicht etwa aus nationaler Begeisterung in den Krieg, sondern um der Schule zu entkommen“, schreibt der Herausgeber von Jüngers „Kriegstagebuch“, Helmuth Kiesel.⁶

Der dritte Kriegsfreiwillige, den ich vorstellen möchte, ist Edlef Köppen, Jahrgang 1893 und geboren in Genthin.⁷ Ähnlich wie Jünger kam auch Köppen aus gutsituiertem bürgerlichem Milieu. Seine Eltern weckten in ihm bereits während der Schulzeit Interesse für die zeitgenössische Literatur. Nach seinem Abitur an einem Potsdamer Gymnasium 1913 immatrikulierte er sich daher in Kiel für die Fächer Germanistik, Philosophie und Literaturgeschichte. Im Sommersemester 1914 wechselte Köppen an die Universität München, fasziniert von dem damals noch jungen, aber bereits als Geheimtipp gehandelten Literatur- und Theaterwissenschaftler Arthur Kutscher. Zu Kutschers Schülern zählten immerhin Bertolt Brecht, Erwin Piscator, Ernst Toller aber auch Schalom Ben-

Chorin. Kutscher, der sich 1933 eng dem Nazi-Regime anschließen sollte, war es, der im Juli 1914 seinen Studenten patriotisches Engagement ans Herz legte. Fest an seinen verehrten akademischen Lehrer glaubend, reiste Köppen daraufhin zurück nach Potsdam und meldete sich dort als Kriegsfreiwilliger, „mit Begeisterung, mit Pflichtgefühl“, wie er später schrieb. Ende Oktober 1914 wurde er nach der militärischen Grundausbildung als kriegsfreiwilliger Kanonier nach Frankreich abkommandiert.

Im Januar 1914, also noch vor Kriegsbeginn, schrieb Köppen in einem Gedicht: „Lass uns noch einmal durch den Garten schreiten / nun, wo es Abend werden will. / Es ist so friedvoll in diesen Stunden! / Und alle Seufzer werden still. / Und alle Sorgen werden stumm, / und alle Schmerzen werden lind. Wir träumen wachend einen schönen Traum / wir werden träumend wieder Kind // staunen groß ins Dämmermeer hinein / und sind dann ganz voll tiefer Ruhe: Morgen wird Sommer sein!“ Ein Jahr später, nun in seinem ersten Kriegsjahr, ist Köppen seinen Träumen immer noch treu geblieben. Dafür ist die Begeisterung vom Juli 1914 verschwunden. „Einen Tag lang in Stille untergehen! / Einen Tag lang den Kopf in den Blumen kühlen / und die Hände fallen lassen / und träumen: diesen schwarzsamtnen, singenden Traum: / Einen Tag lang nicht töten.“⁸

Bückle, Jünger und Köppen vereint eine im Grunde unpolitische Haltung. Sie fühlen sich als Patrioten, aber von chauvinistischem Pathos ist nichts zu spüren. Wie selbstverständlich scheint ihnen und tausend anderen jungen Männern die Entscheidung zu sein, sich dem angeblich angegriffenen Vaterland zur Verfügung zu stellen. Carl Zuckmayer, Jahrgang 1896, hat sich an „dieses Gefühl des Nicht-anders-Könnens, das offensichtlich wie ein Bann auf seinen Generationsgenossen und zumal auf den Gymnasiasten“ und den jungen Studenten lag, in seiner Autobiographie „Als wär’s ein Stück von mir“ folgendermaßen erinnert⁹ : „Da und dort traf ich (nach Plakatierung des Mobilmachungsbefehls) Schulkameraden oder Freunde aus der Nachbarschaft, und auch das gehörte zu dem Unfaßlichen: wir sprachen kaum miteinander, wir berieten uns nicht, wir schauten uns nur an, nickten uns zu, lächelten: es war gar

nichts zu besprechen. Es war selbstverständlich, es gab keine Frage, keine Zweifel mehr: wir würden mitgehen, alle. Und es war – das kann ich bezeugen – keine innere Nötigung dabei, es war nicht so, dass man sich etwa vor den anderen geniert hätte, zurückzubleiben. Man kann vielleicht sagen, dass es eine Art Hypnose war, eine Massenentscheidung, aber es gab keinen Druck dabei, keinen Gewissenszwang."

Dass es nun überhaupt keinen Gruppendruck gegeben habe, wie Zuckmayer sich fünfzig Jahre später zu erinnern glaubte, wird von der historischen Forschung mittlerweile jedoch erheblich angezweifelt. Etwa 60% der deutschen Studenten gehörten einer Verbindung an. Das waren zum einen die traditionsbewussten und zumeist schlagenden Corps, zum anderen die Burschenschaften, Landsmannschaften, Turnerschaften, Sängerschaften und die konfessionell ausgerichteten evangelischen und katholische Verbindungen. So unterschiedlich ihre jeweiligen Traditionen und ihre sozialen oder konfessionellen Strukturen auch waren, sie alle einte das Bewußtsein, innerhalb der Studentenschaft und also in einer Elite wiederum selbst die Elite darzustellen. Bestärkt wurden sie in dieser Haltung von den Universitäten selbst. Obwohl sie ja keine universitären Einrichtungen darstellten, wurden die Verbindungen von den Universitätsleitungen und der Professorenschaft ganz selbstverständlich als die repräsentative Vertretung der Gesamtstudentenschaft angesehen. Dementsprechend nahmen sie auch am öffentlichen Auftreten der Universitäten teil.¹⁰ Zugleich waren sie mehr als bloße Studentengemeinschaften, sondern strebten eine lebenslange Verbindung zwischen dem Studenten und seiner Verbindung an. Die bereits erfolgreich im Berufsleben stehenden „Alten Herren“ nahmen sehr direkten Einfluß auf die aktiven Studierenden und kontrollierten dadurch das Verbindungsleben.¹¹ Das Leben in den Verbindungen war entsprechend auf Gemeinschaft angelegt. Geselligkeit und männlichkeitsstiftende Rituale spielten dabei eine wichtige Rolle. Das sogenannte „studentische Fechten“, die Messuren, gehörten beispielsweise um die Jahrhundertwende in Tübingen bei 14 der 29 Verbindungen zum Pflichtprogramm. Zehn weitere Verbindungen forderten ihre Mitglieder auf,

zumindest Fechtunterricht zu nehmen, um im Falle einer Ehrverletzung Satisfaktion geben zu können.¹² Insgesamt sollten dadurch auch kriegerische Werte wie Mut, Selbstdisziplin und Härte gefördert werden. Sie machten einen wichtigen Bestandteil des im damaligen Europa weit verbreiteten militarisierten Männlichkeitsideals aus. Die Forschung spricht von einem „Kult der Wehrhaftigkeit“.¹³ Nichtkorporierte Studenten stählten sich natürlich auch, aber nicht durch Messuren, sondern durch die nach 1900 verstärkt aufkommenden modernen Sportdisziplinen wie Tennis, Rudern, Ballspiele und Leichtathletik. Sowohl im studentischen Duell- als auch im sportlichen Wettkampfwesen spielte die Kriegsbereitschaft eine wichtige Rolle. Im dem damals bei allen Verbindungen beliebtesten Studentenlied hieß es: „Burschen heraus! Wenn es gilt fürs Vaterland, treu die Klingen dann zur Hand.“ In einem anderen populären Studentenlied lautete es: „Deutschlands Söhne, laut ertöne / Unser Vaterlandsgesang! / Vaterland, du Land des Ruhmes, / Weih zu deines Heiligtumes / Hütern uns auf lebenslang! / Hab und Leben dir zu geben / sind wir allesamt bereit, / sterben gern zu jeder Stunde, achten nicht der Todeswunde, / wenn das Vaterland gebeut.“¹⁴ Kriegslieder wie diese machten zwar nur den kleinsten Teil studentischen Liedgutes aus, aber sie wurden praktisch bei allen offiziellen Anlässen in den Verbindungen geschmettert und bildeten so etwas wie ein Gelöbnis, das eigene Blut fürs Vaterland zu opfern. Die Bereitschaft zum Selbstopfer für das eigene Volk galt als Beweis der nationalen Gesinnung und legitimierte gleichzeitig den Anspruch auf die künftige Führungsrolle in der Nation. Das führte dazu, dass sich auch die nichtkorporierten Studenten vor 1914 genau diesen Denkmustern anschlossen.¹⁵ Interessanterweise bedeutete dies jedoch nicht, dass die Studenten sich wirklich auf einen soldatischen Einsatz vorbereiteten. Zwar hatte die Mehrzahl von ihnen den sog. „Einjährig-Freiwilligen“ Militärdienst absolviert, aber im Studium wurden normalerweise keine Wehrübungen abgeleistet, sondern man erging sich in symbolischen Ritualen. Von daher hatte im Juli 1914 praktisch kein Student eine Ahnung vom modernen Krieg. Stattdessen geisterte bei vielen Studenten angesichts der Hundertjahrfeiern der Befreiungskriege gegen Napoleon ein fast romantisch

verklärtes und reichlich pathetisches Kriegsbild im Kopf herum, von Schlachten, die im Stile des 19. Jahrhunderts mit dem Säbel in der Hand und unter flatternden Fahnen gewonnen wurden. Insofern überschritt die Militanz deutscher Studenten, entgegen der gängigen Vermutung, keineswegs die Militarisierung ihrer übrigen europäischen Kommilitonen. Die vormilitärische Ausbildung in den englischen Public Schools beispielsweise war sehr viel weiter fortgeschritten als in deutschen Schulen und an Universitätsstandorten wie Cambridge gab es (und gibt es bis in die Gegenwart) reguläre militärische Einrichtungen wie das „Cambridge University Officers Training“. Vor allem die Erfahrungen mit für einen modernen Krieg ungenügend ausgebildeten Offizieren im Burenkrieg und die daraus gezogenen Konsequenzen führten zu einer konsequenten Militarisierung des englischen Hochschulwesens. Kurz vor 1914 hatten etwa zwei Drittel der englischen Studenten eine vollständige militärische Grundausbildung und Einweisung in moderne Gefechtstaktik.¹⁶ Damit konnte kein deutscher Student mithalten.

So traf der Kriegsausbruch im Sommer 1914 die meisten Studierenden eher unvorbereitet. Politische Diskussionen oder gar Gespräche über Parteipolitik waren in allen Verbindungen sowieso verpönt. Man vertraute voll und ganz der politischen Führung des Reiches. Die bekannte Rede Kaiser Wilhelms II. zum Kriegsausbruch, dass das Reich mitten im Frieden von den Feinden überfallen worden sei und sich daher nun verteidigen müsse, wurde damals nur von wenigen Deutschen kritisch hinterfragt, eher noch in Arbeiterkreisen, aber nicht im Hochschulkontext. Bevor man hier aber den Studenten bodenlose Naivität oder blinden Chauvinismus vorwirft, sei daran erinnert, dass wir 2013/14 im Zusammenhang mit dem Bestseller des australischen und in Oxford lehrenden Historikers Christopher Clark, „Die Schlafwandler“ sowohl in Großbritannien wie auch bei uns in Deutschland eine überaus heftige Debatte über die Kriegsschuldfrage hatten, die monatelang durch die Feuilletons aller wichtigen Zeitungen geisterte.¹⁷ Sie machte deutlich, dass selbst beim Vorliegen der wichtigsten Dokumente aller damals Beteiligten die Kriegsschuldfrage bis heute

durchaus gegensätzlich beantwortet werden kann. Sicherlich trägt aber wohl jede der damaligen Großmächte eine Mitschuld. Im Sommer 1914 aber gingen die Untertanen aller kriegsführenden Nationen davon aus, in einen vor ihrer Seite aus gerechten Krieg zu gehen.

Die große Begeisterung, die bei Kriegsausbruch in der deutschen Bevölkerung geherrscht haben soll, wird mittlerweile von der Forschung sehr differenziert gesehen. Es gab sie in großen Städten, aber sie war keineswegs flächendeckend. Noch wenige Tage zuvor gab es beispielsweise in Stuttgart große Anti-Kriegsdemonstrationen, die natürlich später in keinem vaterländischen Erinnerungswerk Erwähnung fanden.¹⁸ Arbeiter und vor allem die ländliche Bevölkerung reagierten eher passiv und zum Teil besorgt-ängstlich. Anders die Studenten. Wo es zu patriotischen Aufmärschen kam, waren Studenten ganz vorne mit dabei, initiierten sie Fackelzüge und intonierten sie vaterländische Gesänge.¹⁹ Überall wurde darauf hingewiesen, dass nun jene feste studentische Gemeinschaft sichtbar werde, auf die vor allem die studentischen Verbindungen in den Vorkriegsjahren immer so stolz hingewiesen hätten. Hinter diesem geradezu triumphalen Glanz gab es freilich auch andere und wesentlich verhaltenere Töne. Ein Chronist der Tübinger Verbindung „Palatia“ berichtete von den Reaktionen, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo bekannt wurde. „Ein jeder wurde bleich. Ein seelischer Druck lastete auf allen. Frohsinn und Heiterkeit, die eben noch von den Gesichtern leuchteten, waren verscheucht. Und die ganzen Wochen, die nun folgten, waren ein einziges Hangen und Bangen, welches Ende es nehmen würde.“²⁰ Aber für Sorge und Angst war es jetzt zu spät. Die Studenten waren in der Falle der eigenen vor dem Krieg so pathetisch formulierten Ansprüche gefangen. Es war jetzt praktisch unmöglich, sich nicht freiwillig zu melden. Die Druck und die Gewalt der Gruppe gegenüber dem Individuum vor allem in den Verbindungen waren so groß, dass ein Ausscheren das Verdikt der Feigheit, der mangelnden Courage also und damit das gesellschaftliche Aus bedeutet hätte.²¹ Die nicht in Verbindungen organisierten Studenten wollten und konnten da nicht

nachstehen. Auch sie meldeten sich zum größten Teil freiwillig. Blieben noch die Theologiestudenten, von denen nur ein kleiner Teil in Verbindungen organisiert war und die grundsätzlich vom Dienst an der Waffe befreit waren. Bereits am 3. August 1914 erlaubte aber beispielsweise das württembergische Konsistorium seinen Pfarrern ausdrücklich den Dienst an der Waffe. Auch 1055 württembergische Theologiestudenten meldeten sich daraufhin im Laufe des Krieges freiwillig. Von ihnen sind 423 umgekommen. Bei vielen Theologen wurde der Militärdienst als solidarischer Akt an der Nation und den Angehörigen der eigenen Generation verstanden. Das ja bereits vor dem Krieg brüchiger werdende Band zwischen Kirche und Bevölkerung sollte dadurch erneut gefestigt werden, die Kirche nicht abseits stehen, wenn das eigene Volk angegriffen wurde, sondern gerade dann gesellschaftliches Engagement zeigen. Es waren oftmals also gerade die liberalen Theologen, die sich freiwillig meldeten. Bei vielen Theologiestudenten wird aber wohl genauso wie bei ihren Kommilitonen auch eine Rolle gespielt haben, in Sachen Mut und damit in Sachen Männlichkeit, nicht hinter den anderen zurückstehen zu wollen. So standen im Oktober 1914 bereits 70% der Gesamtstudentenschaft im Kriegsdienst. Wer nicht eingezogen worden war, hatte sich zumindest freiwillig gemeldet. Im Sommer 1915 erhöhte sich der Prozentsatz der kämpfenden Studenten schließlich auf fast 90 %.

2. Inszenierte Courage – Der Mythos von Langemarck

Im berühmt gewordenen Heeresbericht der deutschen Obersten Heeresleitung vom 11. November 1914 heißt es: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie (...)“. Bereits diese Meldung war falsch und der Mythos, den sie in Gang setzte, war es genauso. Das belgische Örtchen Langemarck liegt ziemlich dicht an der französischen Grenze, etwa 50 km südlich von Ostende. Die sogenannte Schlacht von Langemarck selbst, ein Teil der großen Schlachten um Ypern Ende 1914, war

ein strategisch eher unbedeutendes Gefecht, aber ungemein blutig und für die deutsche Seite ein Debakel. Der Mythos von Langemark sollte das kollektive Bild von den begeisterten deutschen Studenten, die singend gegen die englischen Maschinengewehre anrannten, bis in das Dritte Reich hinein prägen. Die deutsche Heeresleitung hatte im August 1914 mit einem kurzen und schnellen Krieg gerechnet. An Weihnachten wollte man wieder zu Hause sein und man glaubte, mit den aktiven Heereseinheiten den Krieg gewinnen zu können. Daher wurden bei Kriegsbeginn hunderttausende junger Kriegsfreiwillige einfach wieder nach Hause geschickt. Nach den ersten verlustreichen Schlachten an der Marne beschloß man dann aber doch, sechs Reservekorps mit zusammen 180.000 Mann neu zu errichten, um die weiteren Verluste auszugleichen. Bereits ausgebildete Reservisten wurden dazu einberufen, aber eben auch Studenten, Schüler, junge Lehrlinge und Arbeiter, die noch über keinerlei militärische Ausbildung verfügten. Im Schnellverfahren wurden sie mit den wichtigsten Handfeuerwaffen vertraut gemacht, zu mehr aber reichte die Zeit nicht. Der Bau von Schützengräben, der Umgang mit Spaten und Drahtscheren, das Reagieren auf Maschinengewehrfeuer, alles das unterblieb. Man setzte auf die Begeisterungsfähigkeit der jungen Männer, auf ihren patriotischen Siegeswillen und vor allem auf ihre Opferbereitschaft. Es wurde also genau an das Männlichkeitsverständnis und das Bild vom elitären Studenten appelliert, das in vielen studentischen Verbindungen und Kreisen vor dem Krieg auf Saufgelagen, spätpubertären Duellen und universitären Festen phrasenhaft zelebriert worden war. Natürlich gab es jetzt auch keine reinen „Studenten- oder Schülerregimenter“, wie es die Propaganda später behauptete. Gemeinsam war allen nur das Alter: siebzehn bis neunzehn. Neu war jedoch, dass junge Akademiker, die vor dem Krieg ja stets unter Sonderkonditionen ihren Einjährigen Militärdienst abgeleistet hatten und dann quasi als Offiziersanwärter zur Reserve überstellt wurden, nun unterschiedslos mit einfachen Arbeitern und Bauernsöhnen als gemeine Mannschaftsgrade dienten. Die Propaganda machte sich das zu Nutze und sprach später davon, dass in diesen „jungen Regimentern“ eine Verbindung über alle sozialen Klassen und

Unterschiede geherrscht habe, die jene „Volksgemeinschaft“ widerspiegelte, die bei Kriegsbeginn überall so frenetisch beschworen worden war. Fakt war freilich, dass diese schlecht ausgebildeten und schlecht geführten Freiwilligenregimenter jetzt gegen erfahrene britische Berufssoldaten geschickt wurden. Die Briten trauten ihren Augen nicht, als die deutschen Freiwilligen zum Teil aufrecht rennend gegen ihre MGs stürmten. In den Tagen vom 7. bis 18. November 1914 hatte alleine die deutsche 6. Armee, die Armee der Studenten und Schüler, fast 11.000 Tote, Verwundete und Vermißte zu beklagen. Es war einer der verlustreichsten Zeitabschnitte des ganzen Ersten Weltkriegs.

Wollte die deutsche Armeeführung keine veritable Niederlage eingestehen, so blieb als Ausweg nur die mythische Überhöhung des Ganzen übrig. Und das machte man dann auch. Dass die sogenannten „jungen Regimenter“ während des Angriffs einen Graben erobert hatten, wurde zum Sieg stilisiert. Weitere Zutaten folgten. Aus dem „Hurra-Gebrüll“ wurde ein patriotisches Singen gemacht und das Ganze in einer Vielzahl von Gedichten, Heldenliedern und propagandistischen Berichten in die Heimat transportiert. Während in den rein militärischen Dokumentationen Langemarck noch während des Krieges selbst nur noch am Rande erwähnt wurde, ging die öffentliche Heroisierung der sog. Langemarck-Kämpfer auch nach dem Krieg weiter. Vor allem an den Universitäten wurde die Erinnerung hochgehalten. In der bündischen Jugendbewegung dagegen gab es zwar 1923 und 1924 „Langemarck-Feiern“, aber hier wurden durchaus kritische Töne laut. So klagte 1923 der Hauptredner Friedrich Kreppel die damalige militärische Führung an. „Ihr Offiziere von Langemarck – wo war Euer Kopf, als ihr den Sturm nicht hindertet? Wo sind Eure Pistolen gewesen, dass ihr nicht den Ersten niedergeschossen habt, der zum sinnlosen Opfersturm hätte vorgehen wollen?“²² Ein Jahr später sprach Kreppel erneut vom „sinnlosen Opfersturm“, der zwar von einer hingebungsbereiten Jugend durchgeführt worden sei, der aber kein Vorbild mehr sein dürfe und wahrlich kein Anlaß für einen besonderen Kult. Nüchterne Pflichterfüllung sei gefordert, aber keine pathetischen Aufrufe zur Selbstaufopferung.²³ Kreppel,

Student, geboren 1903, gehörte bereits zu einem Teil der nächsten Studentengeneration, die nun selbst im Alter der Gefallenen von Langemarck waren, und sich als deren kritische Sprecher verstanden. Damit befanden sie sich aber in der Minderheit. Für die mehrheitlich „national gestimmte Jugend, konservativ aber ohne parteipolitische Bindungen, stiftete der Langemarck-Mythos das vereinigende Generationenerlebnis.“²⁴ Als 1928 des zehnten Jahrestages des Kriegsendes gedacht wurde, rückte die Erinnerung an Langemarck noch stärker in den Vordergrund. Der 19. November 1928 wurde erstmals als „Langemarck-Tag“ der deutschen Studentenschaft gefeiert. Eine ganze Reihe von Universitätsrektoren appellierte dabei erneut an die doch so guten Traditionen der Opferbereitschaft für das Vaterland. Gleichzeitig beschloß die sog. „Deutsche Studentenschaft“, den bislang reichlich vernachlässigten Soldatenfriedhof bei Langemarck auszubauen. Zur Finanzierung gründete man die „Langemarck-Spende der Deutschen Studentenschaft“. Der Friedhof wurde am 10. Juli 1932 mit einer Rede des Münchner Schriftstellers Josef Magnus Wehner eingeweiht, die zeitgleich an allen deutschen Hochschulen zusammen mit einer Auswahl von Feldpostbriefen gefallener Studenten verlesen wurde. Wehner, ehemals Student und vor Verdun verwundet, nun ein früher Parteigänger des Nationalsozialismus, hielt eine unsäglich schwülstige Rede, die zunächst gar nicht fertig wurde mit dem Beschwören der singenden Studenten. „Ehe das Reich sich verhüllte, sangen die von Langemarck. Sterbende sangen! Stürmende sangen, sie sangen in Reihen, die Kugel im Herzen, sie sangen im Lauf, die jungen Studenten, sangen in die eigene Vernichtung hinein.“²⁵ Aber doch reichlich herablassend sprach Wehner schließlich von den „singenden Kindern“ von Langemarck, deren Blut freilich nun Anlaß sei, das neue Reich zu vollenden, und es war klar, welches Reich Wehner dabei im Auge hatte.

Tatsächlich hielt Adolf Hitler, der sich ja selbst als großer Flandern-Kämpfer rühmte, persönlich große Stücke auf den Langemarck-Mythos. Ganz einfach ließ sich der aber nicht für den Nationalsozialismus adaptieren, weil er eindeutig vom bürgerlichen Denken der Weimarer Zeit dominiert war. Hitler selbst hatte bereits in den zwanziger Jahren Langemarck als ein Musterbeispiel für das

Versagen der alten militärischen Eliten angeprangert, und die gefallenen Freiwilligen als „Opfer eines Verbrechens“ bezeichnet. Das entsprach nicht unbedingt den Vorstellungen der meisten Weltkriegsveteranen, die sich doch lieber an Parolen wie „im Felde unbesiegt“ hielten. So benutzte die NS-Ideologie Langemarck und die Studenten nie für die eigenen Themen wie Antisemitismus, Blut und Boden oder Anti-Marxismus, sondern appellierte mit Langemarck an einen sich über alle politischen Lager erstreckenden Patriotismus. „So wurde bereits 1933 in den ‚Hamburger Richtlinien‘ der NS-Schulpolitik ‚Langemarck‘ als deutsche Entsprechung zum englischen oder französischen Kult des ‚unbekannten Soldaten‘ eingesetzt (...). Langemarck behielt (...) durchgehend seinen Charakter als Symbol für das heldische Jugendopfer und den Geist der Freiwilligkeit und der Hingabe für Deutschland.“²⁶ Das war eine Formel, die so allgemein wie praktisch war, dass sich alle Jugendlichen und Studenten, die weiterhin fest an „Deutschland, Deutschland, über alles“ glaubten, darin wiederfinden konnten, auch wenn sie politisch die eigentliche NS-Ideologie ablehnten. Gleichzeitig verlor aber der Langemarck-Mythos damit seinen elitären und idealistischen Nimbus und löste sich damit schließlich in den dramatischen Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges selbst auf.²⁷

3. Gefeierte Courage – Hochschulen und ihre „Helden“

1915 waren etwa 90 % der deutschen Studenten an den verschiedenen Fronten im Einsatz. Der Vorlesungsbetrieb ging dennoch in reduzierter Form weiter, obwohl natürlich auch jüngere Ordinarien, fast alle Privatdozenten, sowie die meisten wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Universitätsbediensteten eingezogen worden waren. Bald jedoch kamen die ersten invaliden Studenten wieder zurück. Relativ dazu stieg die Zahl der Studentinnen an, von etwa 3% vor dem Krieg auf etwa ein Viertel 1916, was vor allem von den Verbindungen als eine unerfreuliche Erscheinung abqualifiziert, von manchen Professoren aber durchaus gefördert wurde. Studentinnen waren

fast ausnahmslos neben ihrem Studium in der Kriegsfürsorge tätig und unterstanden dann entweder dem Roten Kreuz als rasch ausgebildete Krankenschwestern in den Lazaretten und Betreuerinnen auf Bahnhöfen für durchreisende verwundete Soldaten oder übernahmen in den Universitätsstädten in Familien von Frontsoldaten die Kinderaufsicht und Haushaltsführung.²⁸ Alle Universitäten, aber auch einzelne Professoren, bemühten sich, auf schriftlichem Weg den Kontakt zu ihren im Feld stehenden Studenten aufrechtzuerhalten. Viele Hochschulen gaben besondere Kriegszeitungen oder sogenannte „literarische Gaben“ heraus, die ins Feld oder über das Rote Kreuz in Kriegsgefangenenlager geschickt wurden. Die meisten dieser Schriften zeigen freilich die wachsende Distanz, die sich zwischen den realen Kriegserfahrungen der kämpfenden Studenten und der Sicht der sogenannten „Heimatfront“ vom Krieg auftat. Diese Distanz wurde durchaus erkannt. So schrieb der Rektor der Universität Rostock, Johannes Geffcken, im Vorwort der Weihnachtsgabe der Universität, die dort vereinigten Aufsätze Rostocker Dozenten wollten den Krieg einen Augenblick lang vergessen lassen. „Darum haben wir auch von Themen, die mit dem steten blutigen Treiben um Sie herum in naher Beziehung stehen, absehen wollen.“²⁹ Dementsprechend beschäftigten sich die Aufsätze mit so „aktuellen“ Fragen wie altrömischen Vorstellungen von der Ehe, Alexander dem Großen und Luthers völkerpsychologischen Beobachtungen. Die Weihnachtsgabe 1917 der Göttinger Universität vermied ebenfalls Bezüge zum Kriegsgeschehen, sondern bestand aus einem Rückblick auf bedeutende Göttinger Gelehrte der vergangenen zweihundert Jahren. Universitätsrektor Simon leitete sie mit den Worten ein: „So lauscht denn mit Ohr und Herz diesen Stimmen der Vorzeit und schöpft aus ihnen Kraft und Glauben, Klarheit und weltüberlegenen Mut: wie Ihr sie braucht zu Eurem harten Werk!“³⁰ Inwieweit eine Universitätsgeschichte „weltüberlegenen Mut“ im Stellungskrieg der Westfront erzeugen sollte, blieb wohl den Lesern dieser Zeilen selbst überlassen. Auch der Erlanger Rektor, der Theologe Richard Grützmaker, schien sich wenig in studentische Frontkämpfer hineinversetzen zu wollen, wenn er lamentierte, welchen Mangel auch die daheimgebliebenen Professoren erleben

mußten, weil ihnen „die Hoffnung auf Rezeptivität wie die Kritik in gefüllten Hörsälen“ fehle. Damit entfiel der entscheidende Ansporn für die Arbeit des Gelehrten.³¹ Die sogenannten „Liebesgaben“ des in Berlin ansässigen Deutschen Hochschulbundes waren dagegen stärker bemüht, die kämpfenden Studenten moralisch und vor allem weltanschaulich zu stärken. Sie erschienen in einer Auflage von 165000 Exemplaren. Die Schriften waren mit Grußworten führender Militärs und Politiker angereichert und beschäftigten sich mit Themen, wie den Synergieeffekten von Krieg und Wissenschaft oder der Überlegenheit der deutschen Kultur. Auch theologische Aufsätze von Seiten beider Konfessionen fehlten nicht, so beispielsweise Adolf Schlatter über die Liebesregel Jesu, Friedrich Mahling über die Kirche der Liebe Christi oder, erschienen 1916 als Einzelheft, Das Johannesevangelium, eingeleitet und kommentiert von Reinhold Seeberg, einem dezidiert konservativen evangelischen Theologen. Er stellte einen entsprechend strengen Christus vor, dem mit unbedingtem Gehorsam zu folgen war – eben bis in den Opfertod hinein.

Wie solche Ermunterungen, Liebesgaben oder Informationen bei den Studenten an der Front aufgenommen wurden, lässt sich schwer sagen, weil natürlich nur die dankbaren Antwortschreiben publik gemacht wurden. Über die wirkliche Stimmung dort geben daher eher die Feldpostbriefe Auskunft, die mit einzelnen Professoren gewechselt wurden. Beispielhaft dafür ist eine Edition von Feldpostbriefen von Schülern und Assistenten an den Leipziger Geographie-Professor Joseph Partsch, die 2014 unter der Überschrift „Die Feder versagt...“ von den beiden Leipziger Geographen Brogiato und Schelhaas herausgegeben worden sind. Da der Adressat ja nun ihr hochgeschätzter Professor war, verwundert es nicht, dass akademische Inhalte einen großen Raum in den Briefen einnehmen. „Herausgerissen aus ihrem studentischen Dasein, empfanden viele den Kriegsalltag als abstumpfend und gierten nach geistiger Nahrung.“³² Dankbar wurden daher Bücherpakete des Professors entgegengenommen, die Partsch meist noch mit Schokoladentafeln aufgefüllt hatte. Wichtig sind dann die Erinnerungen an die frühere Studienzeit, oftmals

mit Wehmut verknüpft, aber auch mit einer gewissen Bangigkeit, wie es nach dem Krieg weitergehen soll. Viel erzählt wird anfangs vom Alltag des Stellungskrieges. Dabei zeigt es sich, dass keiner der Studenten mehr eine Ahnung über die allgemeine politisch-militärische Lage besaß. Der eigene Unterstand war die Heimat, in der man über mehrere Monate lang hinweg festsäß, passiv dem täglichen Artilleriebeschuß ausgesetzt.³³ Typisch eine Karte des Geographiestudenten Willy Hensel an Partsch vom 2. November 1916: „Sehr geehrter Herr Geheimrath! In meinem Zugführerloch im Lehm- u. Kreide-Boden der Picardie hockend, geht mir gerade jetzt während der schweren Sommerkämpfe die Erinnerung an die herrliche Studienzeit unter der bewährten Leitung des Herrn Geheimrat und an die lieben Kommilitonen vom Seminar – wehe, dass ihrer so viele gefallen sind – durch den Kopf und es drängt mich, sie herzlich zu grüßen (...) Aus Dreck und Schlamm und Trommelfeuer. Ihr Schüler Willy Hensel.“³⁴ Während die Briefe der ersten Kriegsmonate noch stolze patriotische Stimmung ausstrahlen, viel von Pflichterfüllung und Opferbereitschaft gesprochen wird und bis Kriegsende auch ein tiefes Vertrauen zur eigenen Armeeführung herrscht, wohl, weil man keinen Gesamtüberblick besaß, so verändert sich ab 1916 doch der Ton spürbar. Es fehlen die Worte für das, was man täglich erlebt. Ein vor Verdun eingesetzter Student fasst es so zusammen: „Wir sind vor Verdun, (...) die Feder versagt bei der näheren Schilderung; alle Zeitungsberichte geben davon keinen Begriff, denn ihre Verfasser waren eben nie drin im Bereich des allgegenwärtigen Todes.“ Sein hoffnungsloses Resümee: „Jetzt rechnet man kaum noch mit einer Zukunft.“³⁵ Fortan werden auch die Feldpostbriefe an Professor Partsch immer dünner. Es bleibt bei kursorischen und ausweichenden Hinweisen auf das eigene Erlebte.

4. Verzweifelte Courage – Die Heimkehrer

Für ihre gefallenen Studenten veranstalteten die Universitäten gleich nach Kriegsende erste große Trauerfeiern. Die Begrifflichkeit war von vornherein klar: es wurde von Heldenmut und Heldentod gesprochen. Ansonsten hatte man

im akademischen Milieu natürlich auch für diesen Fall jede Menge an Klassikerzitaten parat. Goethe, Schiller, das Nibelungenlied mit seinem dramatisch-blutigen Ende und natürlich die homerische Klage um den vor Troja gefallenen Helden Hektor. Es galt, den gigantischen Verlustzahlen angesichts der militärischen Niederlage einen irgendwie doch noch höheren Sinn beizumessen wie zum Beispiel die Idee der Nation und des Vaterlandes.

Was wurde aber mit denen, die nicht die Ehre hatten, diesen gefeierten Heldentod zu sterben? Man kann sie ziemlich grob in drei Gruppen einteilen und für jede Gruppe steht einer meiner anfangs vorgestellten drei Kriegsfreiwilligen:

Da war zunächst Andreas Bückle, der frischgebackene Junglehrer aus Esslingen. Er war dem Morden von Anfang an nicht gewachsen. Im Spätsommer 1914 geriet er nach der Schlacht von Nancy in französische Kriegsgefangenschaft. Offensichtlich schwer traumatisiert, entwickelte er eine schwere Psychose und wurde schließlich Anfang 1918 in Konstanz im Austausch gegen französische Gefangene dem Roten Kreuz übergeben. Er wurde in ein Stuttgarter Lazarett eingeliefert, aber die damaligen Heilmethoden bei psychischen Erkrankungen verschlimmerten seinen Zustand nur noch. Konnte sich Bückle anfangs noch verständigen, verstummte er schließlich ganz. Mit posttraumatischen Belastungsstörungen, wie man das heute nennt, kannte man sich nicht aus. Bückle wurde 1922 in eine Nervenheilanstalt eingewiesen. Dort blieb er weggesperrt wie so viele Kriegstraumatisierte und sog. Kriegszitterer, die nicht mehr in das normale Leben zurückfanden. In der Zeit des Nationalsozialismus war für solche Menschen dann überhaupt kein Platz mehr. 1934 ordnete ein Gesetz an, psychische Leiden nicht mehr als Folgen des Kriegsdienstes anzuerkennen, Es gab daher für die Betroffenen auch keine Invalidenrenten mehr. 1940 wurde Bückle im Rahmen des Euthanasieprogramms nach Grafeneck transportiert und dort ermordet. Heute vergessen: Insgesamt 4-5000 Weltkriegsveteranen sind auf diese Weise Opfer der eigenen Nation geworden, die sie 26 Jahre zuvor selbst in das große Schlachten geschickt hatte. Nach dem Heeressanitätsbericht sind während des Krieges etwa 615.000 Männer wegen

sogenannter Nervenkrankheiten behandelt worden.³⁶ Man kann daraus auf die Dunkelziffer der tatsächlich traumatisierten Rückkehrer auch unter den Studenten schließen. Sie mußten mit ihren Erlebnissen weitgehend selbst fertigwerden.

Zur zweiten Gruppe derjenigen, die sich im Krieg dagegen durchaus wohlfühlten, gehörte Ernst Jünger. Ihm verschaffte der Weltkrieg, den er, mehrfach verwundet, als hochdekoriertes Offizier überlebte, eine lebenslange Heldenqualität. Mit seinem Roman „In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers“ erschienen 1920, und vier weiteren Kriegserzählungen, die bis 1925 folgten, fand er sofort den Beifall nationaler Kreise. Während des Krieges hatte Jünger sich stets bemüht, eine studentische Attitude zu bewahren. In den Gefechtpausen las er Nietzsche, Schopenhauer, Ariost und insektenkundliche Fachzeitschriften, die er sich extra von zu Hause schicken ließ. Am wichtigsten aber war ihm das tägliche Schreiben seines eigentlichen Tagebuches, das nicht für eine Veröffentlichung bestimmt gewesen ist. Es zeigt, dass Jünger bis zum Schluß auch im Grauen der Materialschlachten im Gegensatz zu vielen anderen Altersgenossen in keine Sprachnöte gekommen ist oder irgendwann zum Schweigen übergegangen wäre. Immerhin stieß auch Jünger dann und wann an die Grenzen seiner bis Kriegsende ungebrochenen Abenteuerlust, wenn er sich in den Gräben der Westfront an ein „solides Studentenleben mit Lehnstuhl und weichem Bett“ sehnte oder dann doch 1917 vom „Scheißkrieg“ sprach, während dessen man doch hätte so viel Schönes sehen und erleben können. Dennoch gilt, was der Herausgeber seines Tagebuchs, Helmut Kiesel, schreibt: „Nach traditionellen europäischen Vorstellungen war Jünger zweifellos ein Held; zugleich aber auch ein ‚Funktionär‘ jener Institution, die Millionen von Männern mit notfalls brutalen Mitteln dazu zwang, ihr gewohntes Leben und lang gepflegte Vorstellungen von Sittlichkeit aufzugeben, zu töten oder sich töten zu lassen, Zivilisten zu verjagen und ganze Landstriche zu verwüsten. Dass er selbst Nachsicht zeigte, wo es möglich schien, um Versöhnlichkeit bemüht war und manche kriegerische

Handlung oder Maßnahme mit Widerwillen betrachtete, ändert nichts an der Tatsache, dass er als Freiwilliger jahrelang an einem Handlungszusammenhang barbarischer Destruktion teilhatte.“³⁷ Dass diese Verrohung auch bei Jünger selbst festzustellen ist, zeigt oftmals die Sprache in seinen Aufzeichnungen und die Tatsache, dass er selbst diese Verrohung registrierte und darüber reflektierte. Folgenreich war jedoch, dass Jünger genau diese Eigenschaften nach dem Krieg als das Ideal einer neuen, elitären Männlichkeit pries und damit die nächste Jugend- und Studentengeneration infizierte. Sein Studium nahm er übrigens 1923 wieder auf, studierte in Leipzig Philosophie und Zoologie, bis er sich 1926 ohne Abschluß von der Universität verabschiedete und ganz der Schriftstellerei zuwendete. In den 4 Jahren zwischen Kriegsende und Studienneubeginn war Jünger freilich keineswegs arbeitslos, sondern führte seine soldatische Laufbahn in der Reichswehr weiter. Von Kriegsmüdigkeit keine Spur. Jünger war jedoch kein Sonderfall. Ähnlich wie ihm, wenngleich weniger öffentlichkeitswirksam, erging es zahlreichen zurückkehrenden Studenten. Sie gehörten zum Typus der „durch die Kriegserlebnisse aus der Lebensbahn geworfenen, Niederlage, Revolution und Demobilisierung als Verlust prägender Werte erlebenden ‚militärischen Desperados‘.“³⁸ Mit Begeisterung folgten sie ab Januar 1919 dem Ruf der neuen Reichswehrführung und der verzweifelten SPD-Regierung, durch den Einsatz sogenannter „Freikorps“ den Arbeiteraufständen in Berlin, im Ruhrgebiet, in Thüringen und der bayerischen Räterepublik Herr zu werden. Etwa 250.000 Mann umfaßten die etwa 100 verschiedenen Freikorps, deren Stärke zwischen einigen Dutzend bis zu 40.000 Mann pro Einheit schwankte. Nach Schätzungen waren etwa 33 % der damaligen deutschen Studenten Freikorpsmitglieder. Ehemalige Frontsoldaten und Offiziere waren dabei, aber auch ganz junge Studenten, die erst 1918 ihr Notabitur gemacht hatten und die jetzt noch Kriegserlebnisse sammeln wollten, um später damit angeben zu können. Später haben sich vor allem die Verbindungen, die teilweise geschlossen einem Freikorps beitraten, sich damit zu verteidigen gesucht, sie hätten ja damals nur die Weimarer Republik zu verteidigen gesucht, aber das ist schlicht falsch. Die Freikorps waren fast durchweg antidemokratisch,

republikfeindlich, antisemitisch und oft noch kaisertreu gestimmt, dazu von einer extrem hohen Gewaltbereitschaft gekennzeichnet, Folge der Kriegsverrohung. Ihre eigentlichen Motive waren der Kampf gegen „Rote“, „Kommunisten“ und Spartakisten“, 1920 griffen Freikorps im Kapp-Lüttwitz-Putsch auch die Republik selbst an.

Zwei studentische Einheiten machten in unserem Zusammenhang besonders von sich reden. In Tübingen sammelten sich ausschließlich Verbindungsstudenten zu einem etwa 1000 Mann starken Studentenbataillon. Nichtkorporierte Studenten wollte man nicht dabei haben, da man in ihren Reihen potentielle „Linke“ vermutete. Das Tübinger Studentenbataillon kam zunächst in Oberschlesien, dann in Stuttgart, Augsburg, München und im Ruhrgebiet zum durchaus blutigen Einsatz. Auch in Marburg schlossen sich von den dort 4.000 Studenten etwa 1.400 Freikorps an. Beim Vormarsch nach Thüringen im März 1920 erschoss die Marburger Studenteneinheit „Hasso-Nassovia“ in Mechterstädt bei Gotha 15 Arbeiter. Auf der Flucht erschossen, prahlten sie, von „gezielten Hinrichtungen“ sprachen dagegen Augenzeugen. In einem Strafprozeß wurden alle Beteiligten freigesprochen. Die Verluste auf studentischer Seite waren bei diesen Einsätzen fast Null, weil die Bewaffnung ihrer sogenannten Gegner geringfügig war, während sie selbst aus dem militärischen Reservoir der Reichswehr auch mit schweren Waffen versorgt wurden. Viele Freikorpskämpfer und eben auch Studenten schlossen sich später der SA und der NSDAP an, führten also die Kriegssituation in eine gleichsam permanente Bürgerkriegssituation weiter. Oder wie es Ernst Jünger 1922 in seinem zweiten Kriegsbuch „Der Kampf als inneres Erlebnis“ formuliert hatte: „Wir wissen, dass wir eine Auslese kraftvoller Männlichkeit verkörpern, und sind stolz in diesem Bewußtsein (...). Das ist der neue Mensch (...).“ Wir sehen ihn „den kühneren, den kampfgewohnten, den rücksichtslosen gegen sich selbst und andere.“ Und Jünger folgerte daraus prophetisch und durchaus angetan: „Dieser Krieg ist nicht das Ende, sondern der Auftakt der Gewalt.“³⁹ Nicht wenige demoralisierte Rückkehrer unter den Studenten werden sich in diesen Ausführungen durchaus wiedergefunden haben.

Es gab jedoch auch andere Wege, auch wenn es die Wege einer Minderheit waren. Edlef Köppen nahm an fast allen blutigen Schlachten des Krieges teil, wurde verschüttet und gasvergiftet. Nach jedem Lazarettaufenthalt wurde er an die Front zurückgeschickt. Ab 1916 kamen Köppen aber immer stärkere Zweifel nach dem Sinn des Ganzen. Er wandelte sich zum Pazifisten, trat aus einer Kirche aus, die bis zum bitteren Ende den Durchhaltewillen von Soldaten und Zivilisten zu stärken suchte, blieb aber zeitlebens überzeugter Christ. Als Leutnant verweigerte er dann im September 1918 den Gehorsam. Da er Offizier war und man den Fall nicht öffentlich machen wollte, schickte man ihn nicht vor das Standgericht, sondern in die Psychiatrie. Im Dezember 1918 wurde er offiziell aus der Armee entlassen und nahm wieder sein Studium auf. Aber nicht lange. Seinen Studienabbruch erklärte Köppen mit den Worten: „Das Studium wurde abgebrochen, als ich merkte, dass man auf Hochschulen anno 1920 noch bei der Gemütlichkeit der Vorkriegsjahre zu beharren beliebte.“⁴⁰ Die Korporationen und Verbindungen machten ja in der Tat dort weiter, wo sie vor dem Krieg aufgehört hatten. Zudem brachte es die wirtschaftliche Notsituation der Weimarer Republik mit sich, dass im Grunde nur wohlhabende Kreise ein Studium finanzieren konnten. Die Kluft zwischen Bürger- und Arbeiterkindern vergrößerte sich. Köppen versuchte sich als Verleger und mit besserem Erfolg als Schriftsteller. 1930 veröffentlichte er seine Kriegserlebnisse in einem autobiographischen Roman mit dem Titel „Heeresbericht“.⁴¹ Sein erschütterndes und bis heute unbedingt lesenswertes Buch, das wie kaum ein anderes den Irrsinn dieses Krieges wiedergibt, wurde von zeitgenössischen Rezensenten wie Kurt Tucholsky als bedeutende literarische Leistung gewürdigt, um Klassen besser als Jüngers „Stahlgewitter“, aber es wurde trotzdem nie so populär. Köppen galt als Linksintellektueller, aber mit seiner klaren pazifistischen Haltung stieß er auch dort auf Kritik. Als Köppen zusammen mit Albert Einstein, Käthe Kollwitz und Kurt Tucholsky 1931 sich öffentlich gegen das Aufführungsverbot des amerikanischen Anti-Kriegsfilms „Im Westen nichts Neues“ aussprach, geriet er endgültig in die Schußlinie der Nazis und der

rechten Presse, die ihn mit Diffamierungskampagnen überzogen. 1933 verlor er seine Stellung beim Rundfunk, 1935 kam ein Veröffentlichungsverbot dazu. 1939 starb Köppen mit erst 45 Jahren an den Folgen seiner im Krieg erlittenen Gasvergiftung. Sein Roman „Heeresbericht“ war bereits 1933 aufgrund der Bücherverbrennungen der Nazis aus allen öffentlichen Bibliotheken verschwunden. Heute ist Köppen weitgehend vergessen, aber er gehört zu denen, die in Kriegs- und Nachkriegszeit konsequent ihren Weg als Kriegsgegner gegangen sind, die vergeblich auf einen Gesinnungswandel der Studenten hofften und die mit ihrer klaren und gegen alle öffentliche Anfeindungen durchgehaltenen pazifistischen Haltung eine besondere und damals in Deutschland eher unbekannt Form der Courage entwickelten, nämlich Zivilcourage.

In dem 1929 erschienen ebenfalls autobiographischen Kriegsroman „Vier von der Infanterie. Ihre letzten Tage an der Westfront“ von Ernst Johannsen, der zur Vorlage des berühmten Antikriegsfilms „Westfront 1918“ von Georg Papst wurde, ist einer der vier Akteure der Student. Er hat keinen weiteren Namen. Er ist eben der Student. Einige Stunden vor seinem Tod schreibt er einen letzten Brief an seine Braut: „Wenn ich zurückkommen werde, wird es sein, als käme ich aus einer anderen Welt, wir werden uns schwer verstehen. Ihr, die ihr nur **Worte** kennt für das, was wir erleben, und wir, die wir **keine** Worte mehr dafür finden, wir werden um ein Etwas getrennt sein voneinander: vom Erlebnis der Front nämlich. Es wird nicht grob zu merken sein; zart und fein nur für helle Ohren und Augen, wird es vielleicht unser Lächeln, vielleicht der Druck unserer Hände, vielleicht unser Gang sein, gewiß aber werden wir anders fühlen, anders denken.“⁴²

Tatsächlich sind alle Studenten und Nichtstudenten, die aus diesem Krieg zurückkehrten, andere Menschen geworden. Einige verroht, andere bereit zum nächsten Töten, wieder andere angewidert vom vierjährigen Morden, manche schließlich ganz verstummt. Aber es ist dies alles kein unabänderliches Schicksal gewesen. Der Weltkrieg wurde in allen beteiligten Ländern lange

vorbereitet, wirtschaftlich, militärisch, politisch. Er wurde auch dadurch vorbereitet, dass man ihn nicht zu verhindern suchte, sondern ihn als eine Möglichkeit zur Lösung nationaler und internationaler Probleme ansah. Und er wurde vorbereitet, indem man Kinder, Schüler, junge Arbeiter und Studenten über Jahre hinweg auf diesen Krieg hin erzogen und vorbereitet hat, auch, indem man ihnen mißverständliche Ideale vorstellte oder sie – wie bei den Verbindungen – selbst zu Vorbildern stilisierte. Als der Krieg dann wirklich kam, erschien es wie selbstverständlich, an ihm teilzunehmen. Sind die heute in Europa kursierenden Vor- und Feindbilder resistent gegen solche Gefahr? Sicherlich nicht. Insofern bleibt gerade der Erste Weltkrieg, der inmitten einer Blütezeit europäischer Kultur und hochgestimmter Zukunftserwartungen ausgebrochen ist, im Grunde mehr noch als der „erklärbarere“ Zweite Weltkrieg, für uns ein immer noch unerledigtes und leider aktuelles Thema.

¹ Dieser Vortrag wurde am 25. Februar 2015 bei der Jahrestagung der ESG Hauptamtlichenkonferenz in Hegne/Konstanz gehalten. Das Redemanuskript ist für die hier gegebene schriftliche Darstellung nicht verändert, den Zitaten aber die entsprechenden bibliographischen Angaben hinzugefügt worden.

² Marc Zirlwagen, Vorwort, in: Ders. (Hg.), „Wir siegen oder fallen“. Deutsche Studenten im Ersten Weltkrieg (Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen 17). Köln 2008, S. 7.

³ Werner Birkenmaier, Die Wiederherstellung der Würde, in: Stuttgarter Zeitung 17, 22. Januar 2015, S. 28.

⁴ Ernst Jünger, Kriegstagebuch 1914-1918. Hg. von Helmuth Kiesel. Stuttgart 2014⁵.

⁵ Helmuth Kiesel, Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg. Übersicht und Dokumentation, in: Ernst Jünger, Kriegstagebuch, S. 596-647, hier: S. 597.

⁶ Kiesel, Ernst Jünger, S. 597.

⁷ Zur Gesamtbiographie Köppens vgl. Siegmund Kopitzki / Peter Salomon, „Einen Tag lang nicht töten“. Der Dichter Edlef Köppen (1893-1939) (Replik 9), Eggingen 2004.

⁸ Abgedruckt in Kopitzki /Salomon, „Einen Tag lang nicht töten“, S. 32f.

⁹ Zitiert nach Kiesel, Ernst Jünger, S. 605.

¹⁰ Sonja Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambridger Studenten 1900-1929 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 170). Göttingen 2006, S. 26.

¹¹ Levsen, Elite, S. 26.

¹² Levsen, Elite, S. 101f.

¹³ Levsen, Elite, S. 105.

¹⁴ Zitiert nach Levsen, Elite, S. 124.

¹⁵ Levsen, Elite, S. 125.

¹⁶ Levsen, Elite, S. 128. – Thomas Weber, British Universities in the First World War, in: Trude Maurer (Hg.), Kollegen – Kommilitonen – Kämpfer. Europäische Universitäten im Ersten Weltkrieg (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 18). Stuttgart 2006, S. 75-90, hier: S. 75f.

¹⁷ Christopher Clark, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München 2013⁹.

¹⁸ Wilhelm Reschl, Krieg dem Kriege, in: Ders. (Hg.), Der König weint – Der Erste Weltkrieg und der Südwesten. Stuttgart 2014, S. 18-23.

¹⁹ Levsen, Elite, S. 173.

²⁰ Zitiert nach Levsen, Elite, S. 173.

²¹ B. Ulrich, Kriegsfreiwillige. Motivationen – Erfahrungen – Wirkungen, in: August 1914. Ein Volk zieht in den Krieg. Hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt. Berlin 1989, S. 232-242, hier: S. 233.

²² Gerd Krumeich, Langemarck, in: Etienne Francois / Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 3. München 2002², S. 292-309, hier: S. 306.

²³ Jürgen Raulecke, Neuer Mensch und neue Männlichkeit. Die „junge Generation“ im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Ute Gerhardt (Hg.), Zeitperspektiven. Studien zur Kultur und Gesellschaft. Stuttgart 2003, S. 171-201, hier: S. 192.

²⁴ Bernd Hüppauf, Langemarck-Mythos, in: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014², S. 671f., hier: S. 672.

²⁵ Josef Magnus Wehner, Langemarck. Ein Vermächtnis. München 1932, S. 7f.

²⁶ Krumeich, Langemarck. S. 309.

²⁷ Hüppauf, Langemarck-Mythos, S. 672.

²⁸ Lotte Oertmann-Windscheid, Die Frauen im Dienst des Vaterlandes, in: Erlangen in der Kriegszeit. Ein Gruss der Universität an ihre Studenten. Erlangen 1915, S. 25-28.

²⁹ Johannes Geffcken, Zum Eingang, in: Aus stiller Arbeit. Weihnachtsgabe der Rostocker Universitätslehrer an ihre Schüler im Felde. Rostock 1916,.

³⁰ H. Th. Simon (Hg.), Stimmen aus zwei Jahrhunderten der Georgia Augusta. Weihnachtsgabe 1917 für ihre Angehörigen im Felde. Göttingen 1917.

³¹ Richard H. Grützmacher, Ex academiam vivere non est, in: Erlangen in der Kriegszeit. Erlangen 1915, S. 3.

³² Hein Peter Brogiato / Bruno Schelhaas (Hg.), „Die Feder versagt....“ Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg an den Leipziger Geographie-Professor Joseph Partsch. Leipzig 2014, S. 21.

³³ „Die Feder versagt“, S. 96.

³⁴ „Die Feder versagt...“, S. 121.

³⁵ „Die Feder versagt....“, S. 114.

³⁶ Franziska Dunkel, Trauma, in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart (Hg.), Fastnacht der Hölle. Der Erste Weltkrieg und die Sinne. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Stuttgart 2014, S. 156-159, hier: S. 156.

³⁷ Kiesel, Ernst Jünger, S. 631f.

³⁸ Benjamin Ziemann, Freikorps, in: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014², S. 503-505, hier: S. 504.

³⁹ Ernst Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis“. Berlin (1922) 1940⁸, S. 75f.

⁴⁰ Kopitzki / Salomon, „Einen Tag lang nicht töten“, S. 6.

⁴¹ Edlef Köppen, Heeresbericht. Husum 2014.

⁴² Ernst Johannsen, Vier von der Infanterie. Ihre letzten Tage an der Westfront 1918. Hamburg-Bergedorf 1929, S. 90.